

Sich verwandeln lassen

Wunden heilen und das Leben feiern

An markanten Übergängen des Lebens stellen Rituale eine Form von Orientierung und Zugehörigkeit dar. Gleichzeitig kommt es darauf an, ein Ritual in einer Spannung von Ordnung und Chaos zu halten, um es nicht ins Banale oder Überspirituelle abgleiten zu lassen. **Helga Kohler-Spiegel**

Szenen: Ein junges Paar erwartet ein Kind, neben aller Freude auch Bangen, ob alles geht – endlich ist es geboren, zerbrechlich, ein bisschen fremd vielleicht und zugleich faszinierend. Wer wünscht sich nicht den Segen für dieses Kind, dass sein Weg gut sein möge.

Es sei der schönste Tag im Leben, so heißt es, die Hochzeit; es ist wieder modern, im weißen Kleid, mit den Insignien einer Prinzessin zu feiern, wenigstens einmal im Leben. Und natürlich soll die Liebe sichtbar werden, die sich zwei Menschen versprechen, in Zeiten, in denen die dauerhafte Verbindung zweier Menschen nicht mehr selbstverständlich ist. In meiner psychotherapeutischen Praxis taucht dann – Jahre später, wenn im Verlust dieser Beziehung der Schmerz und die Trauer nach Ausdruck suchen – der Wunsch auf, auch für die Trennung eine Form zu finden. Denn wie das Versprechen braucht auch das Freisprechen von diesem Versprechen ein Ritual.

Ein Berufsleben lang hat er oder sie gearbeitet, manches ist gelungen, einige Kränkungen waren nicht zu verhindern, berufliche Wechsel waren schlüssig und haben meist einen Aufstieg bedeutet. Aber auch, wenn Brüche in der Arbeitsbiographie sichtbar sind, ist der Wunsch spürbar, das Erwerbsleben gut abzuschließen. Pensionierung, oft sehr erwartet, ist für viele Menschen ein bedeutsamer Übergang. Begleitet

mit Worten und Gesten bleibt zu allen beruflichen Aufgaben auch die Erfahrung dieser Würdigung in Erinnerung.

An Übergängen wird dieser Wunsch nach Gestaltung besonders sichtbar, auch im Alltag. Am Ende eines Arbeitstages: ein bewusster Atemzug, ich schaue auf meine Arbeit, nehme für einen Moment wahr, was heute war, ohne über alles bewusst nachzudenken. Es ist nicht nur Gewohnheit, es ist ein bewusstes Gestalten des Übergangs in den privaten Abend, zuhause werden vielleicht wieder Kinder mit ihren Bedürfnissen warten, dazwischen ist ein Moment der Aufmerksamkeit für mich. An markanten Übergängen sowieso, das erste Kind zieht aus, die beiden Eltern und andere Geschwister bleiben zurück – das kann eine kleine Feier wert sein, als Segen für die, die gehen, und für die, die bleiben. Jemand kommt nach einem längeren Auslandsaufenthalt zurück, auch das ist wohl Anlass, kurz aus dem Trott des Alltags auszusteigen.

Helga Kohler-Spiegel

Professorin an der Pädagogischen Hochschule Vorarlberg in Feldkirch/Österreich; sie lehrt Religionspädagogik und Pädagogische Psychologie und arbeitet als Psychoanalytikerin, Psychotherapeutin und (Lehr-)Supervisorin in freier Praxis.

In Zeiten hoher Individualisierung und Pluralisierung, starker Ungleichzeitigkeit und der Herausforderung, das eigene Leben immer wieder neu zu definieren, lassen sich auch bzgl. Sakramenten und Ritualen keine Festlegungen machen. Aber Tendenzen lassen sich beschreiben.

VERDICHTETE ERFAHRUNGEN

Als Menschen drücken wir aus, was uns wertvoll ist und was uns traurig macht, wir brauchen für Liebe und für Tod, für Gemeinschaft und für Veränderungen ein Datum und einen Ort, wir brauchen symbolische Handlungen, wir brauchen verdichtete Erfahrungen. An diesen Punkten können wir leichter nach vorne und zurück blicken, wir können gemeinsam feiern und gemeinsam erinnern. Taufen und Hochzeiten, runde Geburtstage und Beerdigungen – diese „Rites de passage“ helfen, an den Übergängen eine Neuorientierung zu schaffen, sie stiften Ordnung und Gemeinschaft, sie helfen uns zu erinnern und jährlich wieder zu feiern, sie geben Orientierung und schaffen Zugehörigkeit. Sie erlauben und steuern Emotionen, sie geben ihnen Raum und halten sie zugleich im Rahmen, wir können in diese Emotionen wieder einkehren und eintauchen – ohne ganz eintauchen zu müssen. Sakramente und Rituale vermitteln Identität, das Erlernen des rituellen Repertoires einer Gemeinschaft macht uns zu Mitgliedern dieser Gemeinschaft, auch im religiösen Bereich – und es unterscheidet uns zugleich von anderen (vgl. *Kohler-Spiegel* 2011, 80ff.). Sakramente und Rituale verbinden Hoffnung und Angst, stärken das eine, versuchen das andere in der Feier zu bannen. Diese Feiern des Lebens sind eingebunden in die Tradition, und zugleich laden sie ein zur

Gestaltung, um den markanten Lebenspunkten die eigene Farbe zu geben, den persönlichen Charakter zu verleihen. Darüber hinaus sind zahlreiche andere Situationen zu nennen, die rituelle Gestaltung ermöglichen und oft auch brauchen, Pensionierung sowie der Abschluss einer Ausbildung, ein zufriedenes Jahr oder eine überstandene Krankheit.

RITUALISIERUNGEN IM KINDES- UND JUGENDALTER...

Einer der größten Lernschritte in der Entwicklung eines Menschen ist das Erlernen der Symbolisierung, nämlich äußere Erfahrungen und innere Repräsentationen miteinander zu verknüpfen, äußere Objekte zu verinnerlichen, so dass sie innere Repräsentanzen bilden. Damit verbunden ist die Fähigkeit, diese Repräsentanzen innerlich zu bewahren, auch wenn sie äußerlich nicht (mehr) da sind, sie in Worte und Bilder zu fassen und damit zu „versprachlichen“, also zu symbolisieren. So lernt ein Kind im frühen Alter der Individuation, dass die Bezugsperson da ist und zugleich nicht da ist, dass ein „Übergangsobjekt“ hilft, mit den Gefühlen umzugehen, dass diese Gefühle das Kind nicht überschwemmen müssen, sondern fassbar werden – beispielsweise im Teddybär oder Schmusekissen (vgl. *Kohler-Spiegel* 2008, 65ff.). Dann, in einem weiteren Lernprozess, werden Gefühle auf diese Weise gestalt- und erinnerbar. Im ritualisierten Raum kann der Mensch Gefühle wiedererkennen und zu ihnen zurückkehren (z.B. in der Musik, beim Nachtgebet). Ein Musikstück kann so für mich bedeutsam sein, weil es mich an den ersten Kuss erinnert oder an eine verlorene Liebe, ebenso wie der Klang beim Rosenkranzbeten oder an-

dere Rituale, die mir den Zugang zu eigenen Emotionen und Ängsten offen halten und helfen, dafür einen Ausdruck zu finden.

Mit Bezug auf die psychoanalytische Theorie entwickelt Mario Erdheim den Spannungsbogen zwischen Es und Über-Ich, zwischen Chaos und Ordnung. In manchen Kulturen hütet das Religiöse das Chaos, in anderen die Ordnung – dazwischen ist, als Übergang, jeweils das Ritual angesiedelt. Es braucht immer beides, Ordnung und Chaos, Rituale können die chaotische Energie hüten und für die Gemeinschaft wieder nutzbar machen, sie können aber auch dem Chaos soviel Ordnung geben, dass das Chaos sich nicht selbstständig und alles überflutet. Erdheim führt dann weiter aus: „Meine These lautet, dass dieses Chaos aus der Gesellschaft in die Individuen versetzt wurde, und dass wir es heute in der Adoleszenz wiedererkennen können. Mit der Beschleunigung des Kulturwandels kam es zu einer Dezentrierung, Entsakralisierung und Subjektivierung des Chaos. Die Initiationsrituale wurden aufgegeben und das gemeinsam Verpflichtende der Feste trat allmählich zurück. Das Individuum musste nun selbst sehen, wie es mit dem Chaos, das nun in ihm drin war, zurechtkam. [...] In dem Maße, als die Initiation in den modernen Kulturen an Bedeutung verlor, kam es zu einer Verlängerung der Adoleszenz; es traten also zwei Prozesse in Interaktion. Mit der Auflösung der Initiationsrituale, die die chaotischen Antriebe des Menschen einst zu numinosen und heiligen Kräften gebündelt hatten, verlor das Chaos seinen sakralen Charakter und verwandelte sich im Feuer der verlängerten Adoleszenz in kreative und destruktive Energie“ (Erdheim, 170). Deshalb können Rituale – gerade im Jugendalter – helfen, Chaos zuzulassen und Chaos zu bändigen, innere Ordnung zu schaffen.

Wir kennen einerseits Rituale, die Jugendliche entwickeln: Mutproben, die Angst machen, Alkoholexzesse, Aufnahme rituale in eine Gruppe, teilweise mit Gewalt, die erschrecken lässt. Andererseits sind christliche Rituale so entkörperlicht und spiritualisiert, dass die Erfahrung im Banne von Ordnung und Chaos verloren gegangen ist. Handauflegung statt eines Backenstreichs, Mann- und Frauwerden ersetzt durch symbolische Handlungen. Wenn wir um Rituale bei jungen Menschen ringen, dann müssen diese Rituale das Prickeln und die Herausforderung beinhalten, sie müssen Chaos zulassen und zugleich bündeln.

... UND BEI ERWACHSENEN

Intensität aushalten und Chaos bannen, dies gilt es zu tun, wenn sich Beziehungen verändern: Rituale finden für Liebe und für Trennung, Rituale bei Arbeitswechsel oder Ortswechsel, beim Übergang in die Pensionierung, bei schweren Erkrankungen. Friedrich Schweitzer (vgl. *Schweitzer*, 161ff.) beschreibt, was viele von uns wahrnehmen: Religiosität und Glaube orientieren sich nicht am Sonntagmorgen, sondern an Lebensübergängen, an Lebensenschnitten des Individuums – Geburt und Schuleintritt, Hochzeit und Trennung, Pensionierung, Krankheit und Tod. Vor allem an den Lebenswenden werden Feiern gewünscht und gesucht, um Sicherheit zu geben, um Orientierung zu finden, ein Neubeginn, neues Leben soll gesegnet sein. Menschen treten an Übergängen näher heran an religiöse Rituale, sie gehen auch auf christlich-kirchliche Traditionen näher zu, feiern diese mit und ziehen sich dann teilweise wieder zurück oder gehen in Distanz.

EINE ERMUTIGUNG FÜR DIE PRAXIS

Oft braucht es langes Überlegen, um für eine bekannte Person zu einem besonderen Anlass ein passendes Geschenk zu finden, wenn es mehr als nur ein Gebrauchsgegenstand sein soll. Umso schwieriger, für Gruppen von Menschen Symbolisierungen zu entwickeln, die gemeinsam bedeutsam sind.

Gestalten, was Bedeutung hat

Als Fachperson – in aller Auseinandersetzung mit Theologie – eröffne ich einen Raum mit anderen Menschen zusammen, wir versuchen zu erfassen, was Christinnen und Christen seit Jahrhunderten feiern und erinnern. Ein Aspekt kann sich besonders erschließen, weil er gerade wichtig ist, z.B. Platz haben am gemeinsamen Tisch – aus Kindertagen kennen wir das, wie wichtig es ist, meinen Platz zu haben, „da sitze ich“. Oder schmerzhaft: drei Kinder, die beiden Kleinen sind schon vor dem Aufstehen kurz zu den Eltern ins Bett gekrochen, der „Große“ kommt ins Zimmer, sieht beide Eltern „besetzt“ und geht wieder – keinen Platz haben, das kann sehr wehtun. Eucharistie feiern heißt, einen Platz am Tisch zu haben – immer. Das Gastmahl, zu dem alle eingeladen sind, ist im Neuen Testament das wichtigste Bild für das Reich Gottes. Jesus selbst war das gemeinsame Mahl von großer Bedeutung, die ersten Christinnen und Christen waren daran erkennbar, dass alle Platz am Tisch hatten.

Natürlich ist es nicht ganz einfach, das auch im Alltag zu leben. Immer wieder machen wir einander den Platz streitig oder vertreiben andere. Vermutlich fängt „Eucharistie“ nicht bei der Feier an, sondern wenn jemand, der ausgegrenzt ist, gesagt bekommt: „Komm, setz’ dich her“ –

im Gasthaus oder am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder in der Schulklasse. In neuen Familienkonstellationen ist diese Frage wiederholt zu klären: wer feiert wann mit wem? Wer sitzt mit wem am Tisch? Kommt die Mama mit dem neuen Partner? Sind dessen Kinder auch dabei?

Sich kenntlich machen

„Lehren heißt zeigen, dass man etwas liebt; zumindest heißt es zeigen, dass man etwas schön und menschenwürdig findet. Lehrer sein heißt also, sich vor jungen Menschen kenntlich machen. Es setzt Stolz auf die eigene Sache voraus“ (Steffensky, 4). Feiern an den Höhen und Tiefen des Lebens, Liebe und Schmerz, Abschied und Neubeginn zu feiern, entlässt uns nicht in die Neutralität. Menschen zu begleiten und selbst zu feiern, macht uns kenntlich. Unverwechselbar ist, wie ein Paar nach 25 Jahren Ehe feiert, dass sie einander nicht verloren haben auf diesem Weg, dass sie miteinander in die Zukunft gehen wollen. Zugleich weiß dieses Paar, dass zurzeit vielleicht die eigene Tochter Liebeskummer hat, dass ein mittlerweile getrennt lebender Freund sehr unter dieser Trennung leidet. In dieser Vielfalt von Erleben Feierformen und Worte zu finden, in denen sich alle finden können, ist eine große Herausforderung heute. Das beinhaltet auch, dass – bei aller Wichtigkeit der tradierten Sakramente – nicht mehr alle pastoral-religionspädagogische Anstrengung auf die Vorbereitung der „großen“ Sakramente gelegt werden kann. Es braucht Zeit, Menschen in ihren verschiedenen Übergängen zu begleiten und auch diese zu feiern.

Verwandelt werden

Sakramente und Rituale wollen verwandeln, den Menschen verändern. Diese Verwandlung können wir nicht herstellen, aber wir können einen Rahmen schaffen, in dem diese Verwandlung geschehen kann. Ich erinnere das Empfinden nach dem Beichten, die ersten Stunden, in denen wir erleichtert und ein wenig verwandelt waren, auch wenn wir anschließend wieder gestritten hatten. Um Verwandlung zu ermöglichen, müssen die Feiern ehrlich sein, und „nicht zu harmlos“ – könnte man mit Mario Erdheim sagen. Denn letztlich öffnen Sakramente und Rituale einen Raum, in dem Menschen ein bisschen freundlicher, ein bisschen offener, ein bisschen versöhnlicher sein können.

Sprache und Ausdruck entwickeln

Wer in festen Partnerschaften lebt, kennt das: es spielt sich ein, wie wir uns nach einem Streit versöhnen, ein paar harte Worte, Rückzug, Schweigen, dann vielleicht zuerst Hilfe bei der Arbeit, etwas gemeinsam tun, im gleichen Raum bleiben, ein paar unverfängliche Sätze, dann langsam, nochmals den Ärger aufrollen, sich auseinandersetzen, jetzt erst wirklich streiten, um dann ein versöhnendes Wort zu finden: „Du hast auch ein bisschen recht.“ Oder ein anderes Beispiel: große Trauer und dann einen Tee oder einen Wein, ein wenig Brot, irgendetwas hinstellen und damit sich selbst hinstellen und hinstellen und mit irgendetwas einfach da sein, wenigstens ich selbst und ein bisschen Tee, weil uns die Worte fehlen.

Sprache ist nicht vorgegeben, nur manchmal „geliehen“, Sprache wird entwickelt und erprobt, entlang von eigener und übernommener Sprache. Nicht fertige Worte helfen, sondern was in den beteiligten Menschen gewachsen ist. Um

Menschen rituell zu begleiten, braucht es den Mut, nicht vorab schon zu wissen, wie wir das ausdrücken können, was die Menschen beschäftigt, die wir begleiten. Es braucht Mut, Rituale zu entwickeln und wachsen zu lassen, diese zu korrigieren, wo sie misslungen sind, diese zu gestalten, wo sie sich weiterentwickeln sollten. Es braucht Mut, mit Kindern und Jugendlichen zusammen Formen zu entdecken, im Wissen darum, dass wir auf unseren Erfahrungen mit Ritualen aufbauen, dass wir erproben, was passend ist – ohne dies auf die Frage „Does it feel good? Does it make fun?“ zu reduzieren.

VERÄNDERUNG LERNEN

„Wir tun gut daran, die Veränderung, der wir doch nicht entgehen, auch zu lernen“ – so der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg. Darin liegt eine große Chance: tradierte Formen zu nutzen, um ihnen Leben zu geben im Blick auf die betroffenen Menschen. Ritualisierte Formen sind nicht starr, sondern in Bewegung, sie entwickeln sich im Kontakt und im Austausch mit den jeweils beteiligten Menschen, unabhängig ihres Alters. So selbstverständlich wie bei einem Begräbnis bzw. Auferstehungsgottesdienst mit der betroffenen Familie die Feier besprochen und vorbereitet wird, so selbstverständlich können andere Feiern begleitet werden. Im Gespräch wird erschlossen, was jungen Eltern bei der Taufe ihres Kindes wichtig ist, oder was Jugendlichen im Blick auf ihre „Bekräftigung“, die Firmung, von Bedeutung ist. Dann kann gemeinsam entwickelt werden, was aus der Vielfalt jahrhundertalter menschlicher und christlicher Tradition im Hier und Jetzt der beteiligten Menschen und ihrer Themen ein hilfreiches Ritual, eine stär-

kende oder eine frohe Feier sein kann. Vorgaben können als Orientierungen dienlich sein, die Feiern selbst leben von den beteiligten Menschen, die aus dem großen Schatz an ritualisierten Formen schöpfen und Rituale für heute entwickeln. ■

LITERATUR

Erdheim, Mario, Ritual und Reflexion, in: Caduff, Corina / Pfaff-Czarnicka, Joanna (Hg.), Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe, Berlin 2011, 165–178.

Kohler-Spiegel, Helga, Erfahrungen des Heiligen. Religion lernen und lehren, München 2008.

Kohler-Spiegel, Helga, Zu Handlung gewordener „Glaube“: Sakramente als Symbole und Symbolhandlungen, in: Theologie und Glaube 101 (2011) 76–91.

Schweitzer, Friedrich, Postmoderner Lebenszyklus und Religion. Eine Herausforderung für Kirche und Theologie, Gütersloh 2003.

Steffensky, Fulbert, Die Gewissheit im Eigenen und die Wahrnehmung des Fremden, in: Religionsunterricht 27 (1997) H. 1, 3–5.